

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 1.

Wiesbaden, den 5. Januar 1896.

III. Jahrgang.

Merkspruch.

Dem Landmann schmedt's im Januar
So gut als wie im ganzen Jahr.
Doch wenn du dich bei Tische äst,
Vergiß nicht, wie es draußen bläst;
Der Schnee verweht das ganze Land,
Drum Körner streu' mit voller Hand,
Das Hühnervölkchen dankt dir das; —
Jedoch den Krähen blase was!

Die ländliche Viehhaltung.

Als eines der größten Uebel, an denen die meisten unserer kleinen Wirtschaften leiden, bezeichne ich die Haltung von zu zahlreichen und darum schlechtem Vieh. Mancher denkt auch hierin verkehrterweise: „Viel hilft viel“ während es richtiger heißen sollte: „Wenig und gut ist besser als viel und schlecht“. Es gibt zahllose bäuerliche Anwesen, die acht, zehn oder zwanzig Stück Großvieh halten, während sie bei ihrem gegenwärtigen Futtererwerb kaum die Hälfte davon halten sollten und damit viel weiter kommen würden, denn zwei reichlich und kräftig gefütterte Kühe bringen überall mehr Ertrag, und zwei gut gehaltene Zugochsen leisten stets mehr als drei mittelmäßig oder vier schlecht gefütterte. Jene zwei erfordern dabei weniger Wartung und Stallung als diese, auch Krankheit und Verlust tritt natürlich seltener ein als bei der doppelten Zahl. Der gewonnene Dünger aber ist seiner Wirkung nach auch viel besser von kräftig genährtem Vieh, und die Masse desselben bleibt mindestens dieselbe.

Nun kommt es aber auch oft vor, daß Landwirthe, die in gewöhnlichen Zeiten schon zu viel Vieh halten, bei eintretender Dürre und Futterarmuth plötzlich mit ihrem Viehstande in die größte Noth und Verlegenheit gerathen. Sie müssen dann schleunigst ein Dritttheil oder die Hälfte ihres Viehes zu geringen Preisen und mit großen Verlusten verschleudern. Hiermit im Zusammenhang steht die Zuchtungsfrage. Wie sieht es damit bei uns aus? Antwort: Der alte Schlandrian ist leider auch hierin noch in großen Districten zu Hause. Statt sich zusammenzutun und Stationen von Zuchtthieren einzurichten, wozu Regierung und landwirtschaftliche Vereine durch Belehrung und baare Beihilfe aufmuntern, hängt man mit geringen Ausnahmen noch dem altüberbrachten jammervollen Zuchtungsweisen an, durch das unser an sich im ganzen schwaches und fehlerhaft gebautes Landvieh noch schlechter werden muß.

Ein Gleiches geschieht meist mit der Pferdezuucht der kleinen Besitzer. Statt die ganzen guten und edlen Gengste der staatlichen Destillationen zu benutzen, werden oft nur um ein paar Mark zu sparen, andere billigere, aber viel schlechtere Quellen aufgesucht.

Ich muß hierbei noch einer anderen, höchst unglücklichen Gewohnheit gedenken, durch welche die Rindvieh- wie die Pferdezuucht in gleichem Maße großen Schaden erleidet. Das ist die üble Methode, junge Ochsen und Pferde schon im zweiten oder doch sicher im dritten Lebensjahre in Wagen oder Pflug zu spannen und alsbald in vollen Gebrauch zu nehmen. Man denkt damit zu sparen und sich billige Arbeitskräfte zu erzielen, man erreicht aber thatsächlich nur Nachtheile, denn man hat flache und lieberliche Pflugarbeit und zieht sich statt kräftiger, später auch gut und zu hohem Preise verkäuflicher Zuchtthiere, schwache und fehlerhafte Krüppel in den Stall, die in der eigenen Arbeit nichts leisten, wenig Nutzen geben, und für die auf dem Markte niemand etwas geben will, die oft genug kaum das Futter werth sind, das sie bekommen.

Damit nun aber, wie man meint, die Aufzucht recht billig werde, spart man auch noch im ersten Lebensjahre des Fohlens oder Kalbes mit dem Kraftfutter. Das junge Thier wird mit recht viel Grünfutter oder Häcksel von Heu und Stroh vollgestopft und aufgeschwemmt; und man wundern sich dann, wenn dasselbe bei dieser Kost nicht wachsen und sich entwickeln will, sondern klein, tiefsäugig, rauhaarig und unansehnlich bleibt und endlich eine kraftlose „Rage“ daraus wird.

Mit einem Worte: Man wirft auf solche Weise auch noch das geringe Futter, das man giebt, halb zum Fenster hinaus. Aus dem Vorstehenden ergeben sich sonach folgende kurze Regeln, die überall wo Vieh aufgezogen wird, Geltung haben:

Halte nicht zu viel, aber gut gepflegtes und reichlich gefüttertes Vieh, giebe das beste und nahrhafteste Futter (namentlich Hafer und Hafermehl) im ersten Jahre (im zweiten und dritten kannst Du damit nachlassen) und verwende die Ochsen nicht vor dem vollendeten dritten, das Pferd womöglich nicht vor dem vierten Jahre zu anstrengenden Arbeiten. Reichliches Futter verwerthet sich doppelt und dreifach so gut als knappes, und ein fehlerfreies kräftig ausgebildetes Zuchtthier mit geschonten Knochen leistet dreimal so viel, hält dreimal so lange aus und bringt einen dreimal höheren Preis als eine im besten Wachsthum gehemmte, verpfuschte Kreatur mit dickem Leibe und krummen Beinen.

Welches ist der beste und billigste künstliche Dünger für Wiesen?

Von Deconomierath C.

In seinem trefflichen Buche betitelt: Der Wiesenbau in seinen landwirtschaftlichen und technischen Grundlagen (dritte Auflage, Braunschweig bei Fr. Vieweg und Sohn 1894) empfiehlt Geh. Rath Professor Dunkelberg, Pöppelsdorf die Thomaschlacke mit 14—22% Phosphorsäure, weil darin die Phosphorsäure am billigsten ist und ihre Wirkung sich allmählich vollzieht. — Noch besser ist, wie D. weiter ausführt, eine gleichzeitige Beigabe von Kalisalz.

Dies wird bestätigt durch die Versuche, welche von Eder-Göttingen im benachbarten Harz an vier verschiedenen Stellen angestellt wurden und über welche die „Hannoversche land- und forstwirtschaftliche Zeitung“ vor einigen Jahren ausführlich berichtete. Wir entnehmen derselben im Auszuge Folgendes:

Die Versuche wurden angestellt mit Kalk, Rainit und Thomasphosphatmehl und zwar wurde jedes dieser Düngemittel einzeln und auch in den möglichen Gemischen mit den beiden andern geprüft. Auf drei Versuchsfeldern wurde vergleichsweise der Gesamtmitzung dieser Düngemittel auch Chilisalpeter beigegeben. Der Dünger wurde stets im Herbst aufgestreut und zwar in Mengen, die einer Gabe von 10 Ctr. pro Morgen beim Kalk, von 3 Centner beim Rainit, von 2 1/2 Ctr. beim Thomasmehl und von 1 Centner beim Chilisalpeter entsprechen; auf dem moorigen Boden war das Quantum Rainit auf 6,5, das des Thomasmehls auf 3,5 Ctr. pro Morgen erhöht. Die Düngung wurde 4 Jahre nacheinander wiederholt und jedes Jahr die nöthigen Erntemittelungen angestellt. Die dann folgenden 3 Jahre wurden dazu benutzt, die Nachwirkung der verschiedenen Düngungen zu beobachten.

Im ersten Jahre war die Wirkung eine geringe; vom zweiten Jahre ab war sie deutlicher zu erkennen. Die Erträge bewegten sich von 13,4 bis 14,8 Centner pro Morgen seitens der ungedüngten Parzellen, bis zu 23 Centner auf den mit allen 4 Düngemitteln versehenen Parzellen.

Am deutlichsten wird für den Leser dieser Zeilen die folgende Zusammenstellung sein:

Nähere Bezeichnung der Düngung	Wiese 1	Wiese 2	Wiese 3	Kosten der Düngung pro Hektar	Rente der Düngung
1. Ungedüngt	100	100	100	—	—
2. Kalk	105	108	108	6,00	—
3. Rainit	120	116	112	3,75	5,25
4. Thomasmehl	99	105	102	4,38	—
5. Kalk + Rainit	125	127	133	9,75	1,35
6. Kalk + Thomasmehl	104	110	110	10,38	—
7. Rainit + Thomasmehl	148	136	134	8,13	5,67
8. Kalk + Rainit + Thomasmehl	131	134	136	14,13	—
9. Kalk + Rainit + Thomasmehl + Chilisalpeter	159	160	163	25,63	—

Weber Kalk noch Thomasmehl haben hier zufriedenstellend gewirkt; dagegen wirkte das letztere in Gesellschaft mit dem Rainit sehr günstig und gewährte dann auch eine angemessene Rente. Auch der Chili hat den Ertrag steigern helfen, allein er ist zu theuer und deshalb ist die Rente ausgeblieben. Die berechneten Preise waren

die zur Zeit des Versuchsbeginnes geltenden, nämlich das Rainit 1,25, das Thomasmehl 1,75, der Kalk 0,60 und der Chilisalpeter 11,50 Mk. p. 50 Kilo. Das Heu ist mit 3 Mk. in Ansatz gebracht. Die Düngung mit Rainit resp. mit Rainit und Thomasmehl zeigte auch in der Nachwirkung den größten Erfolg. Gar nicht berücksichtigt in den Zahlen ist die qualitative Verbesserung des Bestandes, welche durch die genannten beiden Düngemittel in hohem Grade bewirkt wurde; schon vom zweiten Jahre ab zeichneten sich die Rainit- und Thomasmehlparzellen durch einen üppigen Kleewuchs von den übrigen Parzellen deutlich aus. Das Verschwinden des Mooses nach der Anwendung der genannten Düngemittel wurde überall beobachtet.

Allerlei Praktisches.

§ Die Bienen im Winter. Während alle Stammverwandten der Biene, namentlich die Hummeln, Wespen, Fliegen etc. im Herbst sich in Schlupfwinkel verziehen und dort einzeln oder haufenweise einen Winterschlaf halten, aus dem sie erst die warme Frühlingssonne wieder weckt, ist unsere Honigbiene angewiesen, auch zur rauhen Jahreszeit in ununterbrochener Lebensthätigkeit zu verbleiben und durch fortgesetzte Fehlung sowohl sich selbst als auch ihren Wohnsitz in zuträglichster Wärme zu erhalten. Steht ihr genügend guter, nicht krySTALLISIRTER Zucker zu Gebote, so macht ihr dies keine Schwierigkeit, und sie vermag selbst bei 15—20 Grad unter Null ihren Winterschlaf in ca. 15 Grad Wärme zu erhalten; aber sie darf nicht beunruhigt werden, weil jede von außen kommende Beunruhigung Anlaß bietet zur Erweiterung und Auflösung des Klumpens, in den sich die Bienen zusammengezogen haben, um der eindringenden Kälte widerstehen zu können.

§ Einstreuen beim Geflügel. Zum Einstreuen in die Geflügelställe empfiehlt es sich, in Ermangelung von Torfstreu Sägespäne zu gebrauchen. Dieselben nehmen den ablen Geruch und verbreiten durch ihren Harzgehalt einen angenehmen Duft; der Mist verbindet sich vollkommen mit denselben und giebt dadurch einen ausgezeichneten Dünger. Man soll sich angewöhnen, täglich des Morgens die Ställe zu reinigen, es ist dies dann beinahe mühe-los und nimmt kaum einige Minuten Zeit in Anspruch.

§ In Ermangelung von Eierschalen oder Kalkstoffen giebt man eingespart gehaltenen Hühnern die verkalkten Schalen von Tintenfisch (Ossa sepia) Diese Schalen, die in jeder Drogenhandlung zu kaufen sind, werden mittelst Draht so aufgehängt, resp. befestigt, daß die Thiere bequem daran picken können.

§ Winter-Pflückkohl. Diesen schon früher bekannten, für Küchenzwecke sehr geschätzten Winterkohl, der des spärlichen Samenetrages wegen aber fast gänzlich aus den Kulturen verschwunden war, möchten wir speciell dem Gartenfreunde, der ja bekanntlich weniger auf Samen züchtet, als ertragsreichste Sorte zum Anbau empfehlen. Es ist ein mehrjähriger, halbhohler, dunkelgrüner Kohl, dessen Stamm von unten auf mit dichtbesetzten ganz regelrechten Seitentrieben bewachsen ist, die, gepflückt, ein vorzügliches Gemüse in der Art des Krauskohls abgeben. Namentlich bewährt er sich ganz vorzüglich im Winter, denn er kann im Garten an Ort und Stelle stehen bleiben, muß weder eingeschlagen, noch gedeckt und kann fortwährend gepflückt werden. Im Frühjahr, sogar schon im Februar-März, vegetirt er weiter, besetzt sich nach und nach wieder mit frischem Grün, das als frisches Gemüse im frühesten Frühjahr recht willkommen ist.

§ Versendung von Bäumen im Winter. Wenn ein Strohballen mit Bäumen unterwegs eingefroren ist und bei Frost ankommt, soll man ihn niemals sofort auspacken, sondern immer Thauwetter abwarten. Bis dahin wird der Ballen an einen Ort gebracht, an dem er zwar frostfrei aber nicht warm liegt, so daß die Bäume nach und nach aufthauen, nicht plötzlich. Man kann zur vorläufigen Aufbewahrung den Keller wählen; wenn der Frost noch nicht zu tief in den Boden eindrang eine tiefe Grube im Garten auswerfen, den Strohballen hineinlegen und die Erde daraufbedecken.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Amtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 1.

Sonntag, den 5. Januar 1896.

III. Jahrgang.

Der Dichter.

Von Josef Markus.

(Nachdruck verboten.)

Klänge es nicht zu banal, dann würde ich so beginnen: „Eine junge Dame von auffallender Schönheit occupirte die linke Ecke des Coupés“.

So wäre ich nun über die Einleitung hinweggekommen; die Dame occupirte ihren Platz, der Locomotivführer gab das Zeichen und „das schnaubende Ungeheuer“ bewegte sich von der kleinen Station und fuhr hinein in die Stille der frühherbstlichen Dämmerung.

Im Coupé saßen nur Zwei: Paul und die schöne Dame, die an der erwähnten Station eingestiegen war. Es schien, als kümmerten sich die Beiden nicht viel um einander.

Nachdem die schöne Frau sich aus ihrem Staubmantel herausgeschält und ihn ins Reg geworfen hatte, öffnete sie ihre kleine, schwarzlederne Handtasche und entnahm derselben ein Buch.

Dann lehnte sie sich in die Ecke des Coupés zurück, öffnete das Buch und versenkte sich in die Lectüre. Bemerkte Paul seine Reisebegleiterin?

So halb und halb . . .

Seine Phantasie schwebte über der Fläche. Es schien, als ob er sich an einer Sphärenmusik vergnügen würde, die aus dem Klappern des Zuges zu ihm drang.

Es ist umsonst! Derartige träumende Poeten versäumen oft die schönste Wirklichkeit neben ihren ungreifbaren, nebeligen Träumen.

In Paul's Kopf erklang eine Romanze, deren Thema ihm eben eingefallen war: die Fee der Theiß conversirte mit dem am Ufer sinnenden Dichter . . .

In solcher poetischer Schaffensarbeit kann man allerdings eine in die Lectüre vertiefte Frau nicht so gut bemerken, die, so schön sie auch sein mag, doch keineswegs so wunderbar schön sein kann, wie eine Fee der Theiß, die in Beziehungen tritt zu einem Verschmied in einem kleinen Monatszimmer.

Der Zug brauste an einigen kleinen Stationen vorüber; er blieb einen Moment stehen und rollte dann weiter mit seinem einsörmigen Rärm.

Paul zog seinen Kopf in's Coupé zurück, die Dame las noch immer. Sie schien sich für nichts Anderes zu interessieren, als für ihre Lectüre.

Paul begann diese Hartnäckigkeit zu ärgern, mit welcher seine Coupégefährtin ihr Interesse ganz dem Buche zuwandte. Er trommelte mit den Fingern an das Fensterglas, was einfach unhöflich war, aber auch damit konnte er die Aufmerksamkeit der schönen Frau vom Buche nicht abwenden.

„Es muß ein anbetungswürdiges Buch sein,“ sagte Paul für sich.

In diesem Augenblicke aber, als die Dame ein Blatt umwendete, neigte sich der Titel des Buches ein wenig nach auswärts, und Paul's Herz begann von stolzem Selbstgefühl zu schwellen. Das Buch, welches die Coupégenossin in ihrer Hand hielt, war sein eignes Werk; sie las jene Verse, welche er in schlaflos verbrachten Nächten aus seiner Seele gepflückt. Also nicht umsonst waren seine Schaffensqualen, es fand sich ein Herz, in welchem diese Lieder ein Echo erweckten. In Paul erwachte der Poetenstolz und er begann mit Interesse die reizende Leserin zu beobachten. Und als er mit sachmännischem Blicke die Schöne prüfte, erklang unwillkürlich in seinem Herzen die Romanze, die er schreiben wollte. . . .

Es dunkelte und auf der nächsten Station wurden die Coupélampen erleuchtet. Der Zug brauste weiter in das Dunkel der Nacht. Paul's Reisegefährtin hatte schon eine geraume Weile zu lesen aufgehört. Das Buch lag auf ihrem Schoß und sie saß mit geschlossenen Augen, den Kopf auf den Wagenpolster zurückgelehnt, und schien zu schlafen, in Wirklichkeit aber war sie wach; noch einmal flutheten in ihrem Herzen die Lieder, die sie gelesen.

Plötzlich rückte sie auf ihrem Sitze, öffnete die Augen, sah sich um, und zu Paul hinübersehend, sprach sie:

„Wie lange dauert noch der Weg nach Budapest, mein Herr?“

„In einer halben Stunde sind wir dort.“

Die Dame schien überrascht zu sein, wie schnell war die Zeit verflogen. Mit einem Kopfschütteln dankte sie für die Antwort, aber sie fiel nicht in ihr früheres Sinnen zurück, im Gegentheile, es schien, als ob sie selbst die begonnene Unterhaltung auf dem noch zurückgelegenden kurzen Wege fortzusetzen wünschte, denn sie fing von Neuem an:

„Die Gegend von Ris-Röris bis Budapest ist ziemlich langweilig.“

„Dieser kleine Theil des Alfsold, an welchem der Zug vorüberfaust, ist voll von poetischen Schönheiten.“, meinte Paul. „Im Uebrigen“, setzte er lächelnd hinzu, „wie ich bemerkte, verbrachten Sie die Zeit in ziemlich angenehmer Gesellschaft.“

Die Dame erröthete ein wenig.

„Sie spielen auf meine Lectüre an? Sie haben recht . . . In der angenehmsten Gesellschaft. Dies Buch ist mein bester Freund.“

Paul's Herz klopfte stolz.

„Wie ich bemerkt habe, sind es Verse“, sagte er ruhig.

Die Dame reichte ihm das Buch hin.

„Eine undankbare Kunst“, sprach Paul, während er in dem Büchlein blätterte. „Jeder Dichter ist ein Phoenix, der in seiner eigenen Flamme verbrennt . . .“

„Aber der Ruhm“, sprach fast furchtsam die Dame.

„Selbst darin ist das Loos des Dichters das Undankbarste. Der Schriftsteller und der Dichter kann ja niemals seine Gemeinde beisammen sehen und auch den einzelnen Leser so selten . . . Was hätte zum Beispiel der Autor dieses Buches gegeben, wenn er heute hier auf meinem Plage hätte sitzen und Ihr Antlitz, meine Gnädige, sehen können, als Sie seine Reime lasen.“

„D“, sprach plötzlich die Dame, „er wird es sehen!“

„Er wird es sehen? Wieso?“

„Ja, ich reise jetzt nach Budapest, um ihn sehen und sprechen zu können . . .“

Die Ueberraschung verwirrte Paul.

„Kennen Sie ihn?“ fragte die Dame.

„Wie mich selbst“, stammelte Paul.

Die schöne Dame wandte sich plötzlich mit größtem Interesse an ihn:

„Ah, er ist vielleicht Ihr Freund?“

„Ja, wir sind sozusagen unzertrennlich.“

„Bitte, sprechen Sie doch ein wenig über ihn. Wie schaut er denn aus? Ist er schön? Hat er blaue oder schwarze Augen? Ist er blond oder braun? Ist er hoch gewachsen?“

Der Dichter antwortete nicht.

Nun reklamirte die schöne Dame die Antwort. Paul lächelte.

„Sagen Sie mir, wie Sie sich ihn vorgestellt, und ich werde Ihnen sagen, ob das Bild zutrifft.“

Die Dame schwieg einen Augenblick.

„Wie ich mir ihn vorstelle“, erwiderte sie dann, und der warme Klang ihrer Stimme verrieth, daß sie ihren Dichter auch liebe. „Was weiß ich?! Wie stellen wir uns das Ideal vor? In hunderterlei Gestalten, und deshalb fühlen wir, daß wir uns ihm nicht nähern dürfen, daß es anders sein müsse, als alle Anderen. Und weil ich nicht weiß, wie er ist, will ich ihn sehen.“

Paul's Herz zitterte in stummer Wonne. Er ist also das Ideal dieser verlockend schönen Frau, welche ihm hier gegenübersteht, er braucht also bloß seine Arme zu öffnen, damit sie ihm an die Brust sinke; mit dem Zauber seiner Poesie hat er sich dies Herz erobert, welches Niemand Anderem auf dieser Welt gehört als ihm allein.

„Und wenn Sie ihn sehen werden?“ fragte Paul.

„Sie sind sein Freund, Sie werden mich verstehen, nicht wahr? Ich will ihm sagen, daß ich bisher ein ödes, ungeliebtes Leben führte und seine Poesie mein

einzigster Freund und Tröster war. Jetzt bin ich endlich frei; frei, unabhängig und reich; sein ist mein Herz und meine Hand für's ganze Leben. Das will ich ihm sagen.“

„Und wenn er Ihrem Geschmack nicht entsprechen würde? Wenn er alt wäre?“

„O, Sie wollen mich zum Narren halten! Ich weiß, daß er achtundzwanzig Jahre alt ist, um drei Jahre älter als ich und wahrscheinlich ist er auch schön. O, es kann nicht anders sein! Ich sehe sie vor mir, seine stolze, schlanke Gestalt, seine großen Augen, seine von Begeisterung leuchtenden Stirne, auf welche seideweiche Haare fallen und von seinen Lippen fließt das süße Wort, wie von der Leier das Lied. Nun sagen Sie! . . .“

Paul sann vor sich hin . . .

Aus der Ferne begannen die bunten Dampfschiffe des Bahnhofes im nächtlichen Dunkel aufzuleuchten und der große Bau des Bahnhofes erhob sich wie ein schwarzer Riese zum Himmel empor.

Auf Paul's Lippen schwebte das Wort . . .

Er wäre gerne niedergesunken zu ihren Füßen, hätte ihre Knie umspannt und ihr Alles gestanden.

Aber sein Blick fiel in diesem Moment in den kleinen Spiegel des Coupées und er sah bei dem bleichen Scheine der Lampe sich selbst: er erblickte die durch lange Entbehrungen eingefallenen, schwachen Schultern, die von der nächtlichen Arbeit eingesunkene Brust und die röthlichen Augen, die blutlosen Lippen, das dünne Haar, die ganze Gestalt, auf welcher das Welken frühzeitigen Alters saß, und seine Lippen preßten sich stumm zusammen.

„Nun?“ fragte wieder die schöne Dame. „Warum antworten Sie mir nicht?“

Aber da piffte die Maschine scharf und eindringlich, und der Zug fuhr ein in den breiten, hellen Bahnhof . . . Nach zwei Minuten standen sie auf dem Perron einander gegenüber.

„Mein Herr“, sprach die Dame, „ich hätte eine Bitte an Sie.“

„Befehlen Sie, meine Gnädige.“

„Der Zufall wollte es, daß ich mit Ihnen fahre, der Sie mein guter Freund sind. Sie wissen, was das Ziel meiner Reise ist, bitte, fahren Sie mich zu ihm.“

Paul zitterte in allen Gliedern.

Noch einmal senkte in seinem Herzen die Sehnsucht auf, sich zu entdecken, aber das wahrte nur einen Augenblick. Dann sprach er:

„Gnädige Frau, suchen Sie ihn nicht, mein Freund ist in's Ausland gezogen, von wo er erst nach Jahren zurückkehren wird.“

„Wohin ist er gegangen?“

„Vielleicht nach Paris, vielleicht nach Petersburg, vielleicht nach Kairo . . . Sie werden ihn nicht finden . . . Aber trotzdem lieben Sie ihn nur weiter, so wie Sie ihn jetzt lieben . . . Er verdient es . . .“

Und ohne daß er es gewagt hätte, ihr in's Antlitz zu schauen, verneigte er sich tief und verschwand in der bunten Menschenfluth . . .



Der Armuthsfez.

Von Alfred Cavalet.

Nachdruck verboten.

Meinem Freunde Hermann ist die Armuth an's Herz gewachsen. Er liebt sie und möchte sie um keinen Preis missen. Sie revanchirt sich natürlich mit gleicher Liebe und ist von rührender Anhänglichkeit. Mein Freund Hermann hat eine glückliche Weltanschauung, die von so seltsamer Art ist, daß nur Wenige sie theilen dürften. Seine Armuth bereitet ihm ein wahres Vergnügen. Er bummelt nachlässig in einem öffentlichen Garten und hat das wohlige Gefühl dabei, daß dieser Park sein Eigenthum bildet. Denn wenn dies in Wirklichkeit der Fall wäre, könnte er da auch nicht nachlässiger bummeln. Daß er die Warnungstafel „Blumen dürfen nicht gepflückt werden“ berücksichtigen muß, genirt ihn nur wenig, denn er ist der positiven Ansicht, daß er auch in seinem eigenen Park keine Blumen pflücken würde. Er speist im Restaurant und wählt seine Lederbissen aus jenen tieferen Regionen der Speisefarte, wo die niedrigen Ziffern stehen. Aber sein Gaumen ist befriedigt, der Hunger gestillt. „Goldene Semmel kann auch ein Millionär nicht essen, oder diamantbesetzte Erdäpfel“, pflegt er befriedigt auszurufen, wenn einer seiner Nachbarn der verbreiteten Kaste der Unzufriedenen angehört und seiner Ueberzeugung über die grenzenlose Perfidie des Schicksals beredten Ausdruck verleiht. Da vertheidigt mein Freund Hermann mit Emphase die goldene Armuth und ihre zahllosen, nur dem Eingeweihten offenkundigen, intimen Reize. Er beweist haarscharf die Berechtigung seiner armseligen Philosophie, seine Seele schwärmt sich wund dabei und sein Auge leuchtet in verklärendem Schein.

Noch nie hat ihn Jemand ertappt, wie er die in diesen Reichen beliebten Lustschlösser baute. Niemals äußert er irgend einen wohlhabenden Wunsch. Er bewegt sich stets auf realem Boden und fühlt sich nicht heimisch im Reiche der Phantasie. Und doch lebt seine Weltanschauung von der Illusion.

Wenn er die Pferdebahn benützt, fühlt er sich so wohl, als ob er in einer Equipage mit Gummirädern dahinrollen würde. Oh, viel wohler! Denn er denkt im vollsten Ernst an die Scherereien, die er jetzt haben könnte, wenn ihm zum Beispiel der Kutscher, an den die Pferde schon seit zehn Jahren gewohnt waren, von einer grausamen Epidemie plötzlich dahingerafft würde. Er vertieft sich genau in Darlegungen, wie unangenehm es sein müßte, wenn unter den Pferden eine tödtliche Krankheit ausbräche und auch in seinem Stalle ihr Opfer forderte. Ja, mein Freund Hermann ist ein komischer Trummer.

Selbstverständlich besitzt er keine Uhr. Das macht ihm viel Freude und Spaß. Er hat alle Thurmuhren studirt, er kennt die Chronometer in den Auslagen der Uhrmacher und er informiert sich auf diesem Wege über die Flüchtigkeit der Zeit. Dabei erspart er, sich über die eigene Uhr zu ärgern, die immer ihre Capricen hat, gewöhnlich ihrer Zeit um einige Minuten voraus ist und sehr viel Geld für ihr reperaturbedürftiges Inneres in Anspruch nimmt.

Die Aufzählung alles dessen, was Freund Hermann nicht besitzt, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Jeder der freundlichen Leser kann sich diese Liste,

ganz seinem persönlichen Geschmack entsprechend leicht zusammenstellen.

Niemals hat man noch Freund Hermann über die Reichen schimpfen gehört. Im Gegentheil, sie beschäftigen sein Mitleid, die armen Reichen, denen so viel Genüsse versagt bleiben, die der erstbeste Arme sich mühelos verschaffen kann.

Welcher Millionär kennt die intimen Reize, die in momentanen Geldverlegenheiten stecken? Solche Situationen vermag die besitzende Classe nicht nach ihrem wahren Werthe zu taxiren.

Nur mit der kleinsten Habe in ein Gasthaus treten und dort ein frugales Nachtmahl essen, wobei man ganz genau ausrechnen muß, daß es nicht einen Heller mehr koste, als man in der Tasche hat. Wie nonchalant man sein letztes Geld dem Kellner hinwirft und der Ahnungslose schaut einen dabei an, als ob man Gott weiß welchem Millionärsgegeschlechte entstammen würde. Von solchen die Nerven angenehm kitzelnden Empfindungen haben die bedauernswerthen Reichen keine blasse Ahnung.

Oder man befindet sich in jener Noth, die eine sofortige radicale Hilfe fordert. Ist es nicht ein reines, von des Lebens Prosa unberührtes Vergnügen, im Versagamt einzufahren, wo man schon freundlich, wie ein ständiger Gast, empfangen wird. Wie von einem Alp und einem Werthgegenstande befreit, kehrt man nach kurzem, vortheilhaftem Pfänderspiel diesem vollsthümlichen Etablissement dankbar den Rücken. Derartige heimliche Genüsse bleiben den Reichen sammt den entfallenden Zinsen erspart.

Und dann: wie kann so ein Reicher es wissen, ob er wahre Freunde, theuere Verwandte hat? Alle schielen sie ja nur nach seiner Feuerfesten, nach seinen Coupons, nach seinen Häusern. Alle studiren sie die Paragraphen über das Erbrecht. Freund Hermann ist von der Selbstlosigkeit der ihm entgegengebrachten freundschaftlichen Gesinnungen überzeugt. Noch nie hat es einer seiner Kameraden gewagt, sich in die nutzlose Mühe eines Pampversuches zu stürzen. Seine Freunde sind ihm daher anhänglich wegen seiner persönlichen Eigenschaften, auf die er sich also etwas einbilden darf.

So findet Freund Hermann seine Freude an der Armuth, die so viele geheime Vortheile und Annehmlichkeiten in sich birgt und der nur nüchternen Alltagsnaturen den ihr gebührenden Respect versagen können. Räthselhafter Weise geben sich noch immer verblendete Menschenkinder dazu her, ihr bei jeder nur halbwegs möglichen Gelegenheit abtrünnig zu werden. Das begreift Freund Hermann nicht und um allen Versuchungen der Glücksgöttin zu entgehen, hat er sich nie ein Loos gekauft — dazu fehlt ihm übrigens auch das Geld — und einen Erbontel hat ihm gütiger Weise die Natur nicht geschenkt.

Er kann also bis an sein Lebensende ruhig und ungestört seinen strengen Armuthsprincipien leben, von keiner Seite werden ihm Hindernisse in den Weg gelegt, denn alle seine Bekannten wissen gut, daß er sein Recht auf Armuth bis zur völligen Rammonlosigkeit vertheidigt und es sich von Niemanden rauben läßt.



Bitte zu lesen!



Unsere geehrten Leserinnen werden höchlich erlucht, den „Wiesbadener General-Anzeiger“, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waren möge man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Für unsere Frauen.

Ueber das Heizen der Ofen äußert sich ein Professor wie folgt: Wer die Zimmerwärme über 15 Grad erhöht, wird bald bemerken, daß sein Wärmebedürfnis sich stets steigert, und werden ihm bald 17, ja 20 Grad nicht mehr genügen. Der Grund hiervon ist folgender: Bei andauernd starkem Heizen trocknen die Wände, sowie die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände aus. Je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft die Feuchtigkeit da auf, wo sie dieselbe fast nur noch allein findet, nämlich beim Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und der Lunge wird gesteigert. Da nun die Verdunstung uns viele Wärme entzieht, so wird durch die gesteigerte Ofenwärme allmählich auch das Wärmebedürfnis gesteigert; der Ofen erscheint uns dann als der beste Freund, ist in Wirklichkeit aber unser ärgster Feind, denn in der erhöhten Zimmerwärme dünstet auch alle anderen Gegenstände mehr aus, und die Luft wird verschlechtert. In der warmen Luft athmen wir unser notwendiges Lebensbedürfnis, den Sauerstoff, weniger ein, der Stoffwechsel wird dadurch langsamer und geringer; der Appetit mindert sich, es tritt mürrische Stimmung ein, der Schlaf wird kurz und unruhig, alle Verrichtungen des Tages lassen zu wünschen übrig. Da haben wir das betrübende Bild der meisten Menschen im Winter. Nur diejenigen, welche ihrem Ofen niemals gestatten, die Luft über 15 Grad zu erwärmen, sind diesem Leiden nicht unterlegen.

Frostschäden! Ein billiges Heilmittel gegen frische und veraltete Frostschäden ist eine Abklochung von Tannennadeln. Letztere werden etwa eine Stunde lang langsam in Wasser gekocht und dann abgeseigt. In dieser lauwarmen Flüssigkeit badet man die erfrorenen Glieder täglich dreimal etwa 15 Minuten lang. Noch sei bemerkt, daß man diese Abklochung mehrere Tage benutzen kann.

Das Tragen der Schleier. Die „Hundgrube“ erinnert die Damen daran, bei Frostwetter keinen Schleier zu tragen. Der warme Hauch, der dem Munde entströmt, wird durch den Schleier gewissermaßen gefesselt, der eilige Wind kristallisiert ihn und die Nase hat den Schaden davon; man kann sich nämlich auf diese Weise die Nase erfrieren, ohne daß man es merkt. Zum Schutz gegen Staub und rauhe Luft mag der Schleier dienen, nicht aber bei Frostwetter.



Für Haus und Herd.

Wie verhindert man das Gefrieren der Fenster im Winter? Das ist oft eine stete Quelle des Kerkers, da alle Bemühungen, die Eisbildung bei solchen Fenstern, die sich nicht durch kühle Luftströmungen von selbst freihalten, zu verhindern meist vergeblich sind. Man löse selbst oder lasse sich beim Droguenhändler oder Apotheker 55 Gramm Glycerin in einem Liter verdünnten (63 vom Hundert, nicht denaturierten) Spiritus auflösen, dem zur Verbesserung des Geruches irgend ein geeigneter Stoff z. B. Bernsteindöl, zugesetzt werden kann. Sobald die Mischung wasserklar geworden ist, reibt man die innere Fläche des Fensters mit reinem Fensterleder oder Leinwandlappen, die mit der Flüssigkeit angefeuchtet sind, ab. Dies verhindert nicht bloß das Gefrieren, sondern auch das Schwitzen und Beschlagen der Fenster.

Mittel gegen kalte Füße. Man umwickle die Füße mit einem kleineren oder größeren Stückchen halb geleimten Druckpapier und ziehe vorsichtig, damit dasselbe nicht zerreißt, die Strümpfe darüber; man wird bald bemerken, wie viel leichter sie die Kälte beim Gehen oder bei größeren Reisen ertragen.

Petroleum zu klären. Man nimmt eine Messerspitze gewöhnlichen Speisesalzes und schüttet es in das Petroleum. Das Salz bewirkt dann eine Klärung des Petroleums, durch welche die Leuchtstärke der Flamme vermehrt wird; es empfiehlt sich auch, den Docht ein wenig „einzusalzen“.

Goldkörner.

Rath ertheilen ist oft dümmer, als um Rath fragen.

Man nennt die Frau die Sonne im Leben des Mannes; wohl beschwören, weil sie ihn so oft den Kopf warm macht.

Die Zeit heilt alle Wunden, heißt es; doch leider lebt man jederzeit in Gefahr, sich wieder zu verwunden.

Mancher übt nur dann Selbstverleugnung, wenn ihn ein Armer sprechen will.



Räthselecke.

1. Palindrom.

Ein türkischer Sultan, wohlbekannt,
War 1, 2, 3, 4, 5 genannt.
Den fragte einst sein Großvezier:
„Erhab'ner Sultan, saget mir,
„Warum — bei des Propheten Bart! —
„Ihr heute gar so lustig war't?“ —
Und lachend fiel der Sultan ein:
„Warum? — ei! 5, 4, 3, 2, 1.“ —

2. Wer erräth's?

Du findest mich bei'm Schinken,
Doch niemals in der Wurst;
Du hast mich stets beim'm Trinken,
Doch nimmermehr bei'm Durst.
Du grüßest mich im Schimmer
Der Blümchen auf der Au;
Dein Liebchen schmäht' ich immer,
Doch niemals Deine Frau.



Auflösungen der Räthsel aus No. 51.

1. Logogryph.

Nasse, Gasse, Kasse, Tasse.

2. Wer erräth's?

Habe, Haue, Hase, Haie. Hage.



Richtige Räthselösungen sandten ein: Adolf Schwing, Wilhelm R., Minna und Ernst, eine höhere Tochter in der Langgasse, sämmtlich in Wiesbaden, August Höhn in Dohheim, Wilhelm O. in Diebrich und die kluge Marie in Idstein.

